

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 19

Artikel: Stiina : eine kleine Betrachtung um ein finnisches Kind
Autor: Ege, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671394>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wanderstab.

Ein dürrer Stecken
voller Knoten und Knorren,
wollte Wunder erwecken,
die nimmer dorren.

Wollte grünen und blühen,
träumte von Früchten —
In Staub und Glühen
muß er Wege verrichten.

Da fand ihn der Rechte
— wie bebte sein Schaft —
Der war vom Geschlechte
der Freien, der Kraft.

Nun raget, ihr Sterne!
wir wandern selbander
von Ferne zu Ferne —
und kennen einander!

„Johannes“.

Stiina.

Eine kleine Betrachtung um ein finnisches Kind.

Stiina ist meine entzückende Freundin. Dreieinhalb oder vier Jahre alt. Also in der Tat eine Freundin. Wir haben uns vom ersten Augenblick an liebgewonnen. Ich sehe noch die Kleine, als wir uns zum erstenmal trafen. Es war ziemlich weit ab in Finnland in einem der kleinen lebenswürdigen Städtchen mit den roten, weißen, gelblichen Holzhäusern. Ich wohnte allein in einem winzigen Häuschen auf dem Hofe, versteckt zwischen einigen riesigen Tannen und Birken.

An einem Sonntagnachmittag kommen Stinas Papa und Mama bei ihrem Spaziergang bei mir vorbei und sagen „guten Tag“. Hinterher mit ihren Sparkschlitten zwei pausbäckige, prächtige Jungens. Und schließlich sehe ich, wie da hinten durch den tiefen Schnee ein kleines Mädelchen stapft. Es macht ihm wohl Freude, nicht auf dem gefehrten Hofweg zu gehen, sondern mitten durch den Schnee. Es hat enge, gestrickte Hosen an, die bis zu den Schuhen herunterreichen und einen Pullover. Das ganze in einem dezenten, angenehmen Gelb. Ebenso die Mütze. Und oben an der Mütze baumelt ein knallrotes Pöppelchen. Aus dem Mützenausschnitt schaut mich ein Gesichtchen mit großen Augen an. Stiina gibt mir die Hand und knixt. Sie spricht nichts, aber sie schaut mich immerwährend an...

Das war mein Zusammentreffen mit Stiina, dem kleinen, entzückenden finnischen Mädelchen.

Ein Kind! — Was ist schon so ein einzelnes kleines Geschöpf in einer solch kriegerischen Zeit wie der unsrigen! Jeden Tag fallen Menschen dem Kriege auf irgend eine Weise zum Opfer, werden blühende Menschenleben vernichtet. Nicht durch Naturgewalten, nein: Mensch gegen Mensch! Was könnte er Großes, Edles und Gutes leisten, hätte er nur den einen einzigen Gedanken:

ich will mein Leben so gut als möglich vollenden, ich will es ausfüllen mit guten Taten, daß man von mir sagen kann: er war ein guter und gütiger Mensch.

Immer steht das kleine, niedliche Gesichtchen meiner kleinen Stiina vor mir; ich sehe immer die großen Kinderaugen, die mich in einem fort anschauen und mir eben davon erzählen, was für etwas Wunderbares und Herrliches der Mensch ist, der einzelne, kleine Mensch. Du, meine Stiina, hast gar keine Ahnung davon, was um uns her vorgeht, warum, weshalb und wozu! Deine blauen Augen strahlen in dem Glanze eines unverdorbenen, unboreingenommenen Lebens. Du bist vielleicht das eine oder andere Mal ungezogen, unartig, doch was bedeutet das! Dein junges Herz, dein junges Gemüt ist bereit aufzunehmen, aufzusaugen, was um dich vorgeht. Und da steht nun eine solche Welt vor dir, eine Welt des Abscheus, eine Welt der Irrungen und Verirrungen, eine Welt, die das Antlitz des Menschen schändet. Das strömt alles auf dich ein, meine kleine Stiina. Und du mußt mit all dem auf irgend eine Weise fertig werden.

Stiina, wenn ich dich betrachte, wenn du mich so lange und so tief anschaut, so muß ich immer wieder sagen: ist denn das der Sinn des Menschenlebens, daß man aus dem herrlichen Kindergeschöpf ein Untier macht! Hilfe doch jeder in jedem Lande mit seiner ganzen Kraft daran mit, daß sein eigenes Volk ein wahrhaftes Friedensvolk werde, daß der Geist der Güte und der Geist der Achtung vor allem, was Menschenleben heißt, lebt, glüht und blüht.

Wenn ich dich, meine kleine Stiina, so unbekümmert durch den tiefen Schnee stapfen sehe und dabei nun an das denke, was ich alles weiß und erlebt habe, da kommt mir der große Wahn von

uns Menschen so deutlich zum Bewußtsein, daß man erschrecken und verzweifeln könnte, wenn man nicht die eine Gewißheit hätte: Deine hellen, klaren, strahlenden Kinderaugen, meine liebe kleine Stiina, sie sagen mir, daß der Mensch im Menschen noch lebt und daß dieser Blick einmal

Wahrheit und Gewißheit wird. Dann haben wir den Frieden auf Erden, dann leuchten unsere Augen den Menschen zum Wohlgefallen!

Komm bald wieder, Stiina, denn dann weiß ich, wofür wir leben und kämpfen.

Friedrich Ege.

Das Herz.

Ein Märchen für Große.

Es war einmal ein kleiner Bub, der war sehr wild und trotzig. Seine Mutter hatte viel Kummer mit ihm und hatte große Mühe, ihm zu helfen und ihn zu einem guten Kind zu erziehen. Aber was immer sie auch versuchte, es wollte nichts nützen. Je älter der Junge wurde, um so schlimmer wurde er.

Eines Tages, als er wieder einmal besonders böß gewesen war, kam die Mutter des Abends noch einmal an sein Bett, und während ihr die Tränen aus den Augen tropften, fragte sie: „Warum bist du so böß? Bist du denn nicht auch mein Kind?“ Der Bub antwortete nicht und sah seine Mutter nur an. Er sah, daß sie weinte und wußte, daß ihre Tränen seinetwegen flossen, aber es rührte ihn nicht. „Junge“, fing die Mutter noch einmal an, „hast du denn gar kein Herz?“ — „Doch“, sagte der Junge, „ich habe ein Herz, genau so wie du und die anderen Menschen.“ Da legte die Mutter ihre Hand auf die Stelle, wo des Menschen Herz ist, und sie hörte, wie es auch in ihrem Buben schlug. Aber nicht mehr leicht und froh wie früher, als er ganz klein gewesen war, sondern es klang, als wenn ein silbernes Hämmerlein gegen eine dicke, dicke Wand schlug. Dumpf und schwer klangen die Schläge, und man mußte sehr genau hinhören, wenn man sie noch merken wollte. Da wußte die Mutter, daß die Wand um das Herz ihres Buben immer härter und stärker geworden war und das kleine, silberne Hämmerchen darin kaum noch Platz hatte. „Armes Kind“, sagte die Mutter, „du bist nun groß, fast ein Mann. Bald wirst du von mir gehen, und kein anderer wird da sein, um auf dein Herz aufzupassen als du selbst. Wo immer du sein magst, mein Kind, achte auf dein Herz!“

Wenig später starb die gute Mutter. Der Junge aber zog in die Stadt. Er arbeitete und verdiente, wurde älter und größer, aber noch immer nicht besser. Als er nun ein Mann geworden war, bekam er so viel Geld, daß Tausende von

armen Menschen davon hätten leben können. Alles, was er anfaßte, brachte ihm Geld ein. Es kam auf ihn zu wie ein großer goldener Strom, ohne Unterlaß, so daß man darin fast zu ertrinken glaubte. Aber er ertrank nicht. Er schwamm oben auf dem goldenen Strom, seine Hände faßten hinein, und gefüllt mit blanken Goldstücken zog er sie wieder heraus. Nun konnte er sich alles kaufen, was er begehrte. Er kaufte sich ein Haus mit einem riesengroßen Park rings herum; er kaufte sich Autos und Pferde, teures Porzellan und wunderbare Bilder, fremdländische Teppiche, Schmuck und Edelsteine, ja sogar eine Frau. Aber niemals gab er ein einziges seiner vielen Goldstücke den Armen. Im Gegenteil, wenn ein Bettler ihn um ein Almosen bat, schmähte er ihn mit harten Worten, die Unglücklichen aber verspottete er. Als seine Frau starb, merkte er es kaum, so wenig hatte er sich um sie gekümmert. Er hatte ja auch Geld genug, um bald wieder eine andere zu finden. Viele Menschen drängten sich um den Mann. Immer war sein Haus voller Gäste, die sich seinen Wein und Braten schmecken ließen, seine teuren Zigarren rauchten und mit ihm Geschäfte machen wollten. Aber keiner von ihnen war ihm ein Freund.

Nun aber geschah es, daß er in einem anderen Hause, in dem er zu Gast war, ein Mädchen traf, das ihn in einer eigenen Weise an einen Menschen erinnerte, den er früher, vor vielen, vielen Jahren einmal gekannt hatte. Aber er wußte und wußte nicht, an wen. Sie war sehr schön, darum mußte er sie auch immer wieder ansehen, aber von einer zarten und sehr sanften Schönheit, die eigentlich gar nicht unter all die Leute paßte, die hier beieinander waren. Nach Tisch, als man herumstand und plauderte, während Diener starken und sehr süßen, schwarzen Kaffee herumreichten, gab es sich, daß er neben sie zu stehen kam und mit ihr zu plaudern anfing. „Wie seltsam das ist“, sagte sie, „Sie haben alles, was es gibt, Reichtum über Reichtum. Nur kein Herz!“ — „Wieso“, sagte der Mann,